

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 2 (1918)
Heft: 2-3

Artikel: Aus den Sprachgesellschaften
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419425>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zu sehen. Sogar schweizerische Chorleiter lassen etwa singen: „Chüejerglüt, üseri Lust Tuet is so wohl i der Brus-t“ und „Löset, es (das Sternli) seit is: Gar gut. Het mi nit Gott i der Hut?“ St.

Allerlei sprachliche Bemerkungen.

In der letzten Nummer der „Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins“ rügt Herr Bl. den Missbrauch des Wortes „Erlebnis“. An solchen Modewörtern hat es nie gemangelt. Gegenwärtig ist das Fremdwort „Problem“ besonders im Schwang. Es ist zwar ein uralter Guest bei uns, in neuerer Zeit aber zum argen Schmarotzer geworden. Wer jetzt volkswirtschaftliche Dinge behandelt, glaubt es nicht entbehren zu können und verwendet es in seiner Rede oder Schrift, sei sie noch so kurz, lieber mehrmals als nur einmal. So bekommt man das Wort übersatt, zumal da seinem Erfolg durch eines der deutschen Wörter „Frage“ und „Aufgabe“ meistens nichts entgegensteht.

Auch gewisse Redewendungen gehören in das Gebiet der Mode, z. B. „in absehbarer Zeit“ und „letzten Endes“. Sie sind nicht gar alt, haben sich aber unheimlich rasch eingebürgert und die schlichten Ausdrücke „bald“ und „schließlich“ nahezu verdrängt. Leider bedienen sich ihrer nicht nur Leute, denen man es nicht verargen darf, wenn sie sich an derstellenweise unsicheren Grenze zwischen gewählter und geschwollener Sprache nicht recht auskommen, sondern auch Schriftsteller von bestem Ruf. Das 1917 erschienene Buch von F. W. Foerster „Erziehung und Selbsterziehung“ halte ich nach Form und Inhalt für trefflich, ungeachtet es wegen einiger darin enthaltener Ansichten stark angefochten worden ist. Doch werden es manche Leser als Schönheitsfehler empfunden haben, daß man darin gar so häufig auf die Wendung „letzten Endes“ stößt. E. St.

Prozent. In einer Zeitung liest man: „Das Mehl sank an der oberschlesisch-polnischen Grenze 200 Prozent im Preis. Bei Pelzwerk ist ein Preistrückgang von rund 200 Prozent feststellbar.“

Was will das heißen? Wieviel sind z. B. 200 Prozent von 7 Franken? Genau 14 Franken! Also wären Mehl und Pelzwerk in Oberschlesien um weniger als Nichts zu kaufen — man kriegt dort offenbar noch heraus — der helle Unsinn! Wie kommen die Leute dazu, so etwas zu schreiben? Daran ist die Sucht schuld, überall das Fremdwort Prozent anzubringen, das zwar an sich einen unzweideutigen und sehr bestimmten Sinn hat, aber wie alle Fremdwörter in seiner Bedeutung dem Sprechenden oder Schreibenden nicht jederzeit klar ist, d. h. der Anschaulichkeit ermangelt. Der Zeitungsmann wollte vermutlich sagen „um zwei Drittel“ oder „um ein Drittel“; aber das war ihm zu schlicht, klang zu wenig fachmännisch. So schrieb er denn gedankenlos den Unsinn. Bl.

Eine günstige Gelegenheit. Überall im Lande regen sich die „Fixbesoldeten“ und vereinigen sich in „Fixbesoldetenverbänden“. Viele von uns gehören auch dazu und machen mit. Die wirtschaftliche Seite der Sache geht uns hier natürlich nichts an, aber auf die günstige Gelegenheit sei doch aufmerksam gemacht, das blöde Wort zu bekämpfen und so viel als möglich (und möglichst unauffällig, nur mit einer gelegentlichen Seitenbemerkung) zu ersezten durch Festbesoldeter. Das erste Wort wirkt

deshalb so unangenehm, weil sein erster Bestandteil hier durchaus Fremdwort ist (denn bei einer „fixen Idee“ bedeutet uns fix doch eigentlich mehr als „fest“), während wir ihn auch als einiger- (freilich nur geringer-)maßen eingedeutschtes Wort, aber in anderer Bedeutung haben, und diese beiden Bedeutungen stören sich. Wenn wir von einem „fixen Kerl“ sprechen oder sagen: Na, ein bischen fix, so bedeutet das Wort etwas anderes, als wenn wir von einer fixen Besoldung sprechen, und wirft einen unangenehmen Schein auf das ehrlich verdiente feste Gehalt. Es ist eine fixe Idee, man müsse sich Fixbesoldeter nennen; fahren wir ab mit diesem Wort, aber ein bischen fix!

Aus der Presse.

Ein Bundesgenosse. Nicht zum erstenmal, aber immer willkommen hilft uns der welsche Bruder im Kampf gegen das Fremdwort. Die Lausanner „Revue“ vom 6. Jänner schreibt über die deutsche Sprachreinigung. Zuerst wird natürlich etwas gespottet über diesen „Feldzug der alten Professoren“, die auf diese Weise ihre „kriegerischen Triebe“ austoben lassen, und über die amtliche Unterstützung der Bewegung; man nörgelt auch an einzelnen Verdeutschungen herum und am Fehlen anderer, aber im Grunde ist der Verfasser ganz einverstanden, denn er fühlt sich in seinem eigenen Sprachgefühl schwer beleidigt, wenn ein Lausanner Sportverein um match de football ausschreibt. Er macht auch den guten Witz, die deutsche Sprache mit ihren Fremdwörtern sei eine Art Foot-ball-Sprache. Ja, er billigt es offenbar auch — im Gegensatz zu jenen Deutschschweizern, die die Fremdwörter für nötig halten zur „Überbrückung des Grabens“ — wenn wir „Alemannen“ da mitmachen, denn er erhofft daraus auch eine Verbesserung des français fédéral. Es komme nämlich nur zu häufig vor, daß ursprünglich französische Wörter (wir haben sie übrigens häufig unmittelbar aus dem Lateinischen) nach längerem oder längerem Aufenthalt im deutschen Sprachgebiet durch die Bundeskanzlei ins Französische zurückkehren, aber entstellt, verzerrt, lächerlich, sinnlos, und daraus entstehe dann ein pseudo-français, in dem es wimmle von régistration, von reconstruction d'une société, von luxurieux, prédicat, sous-position, amortisation usw. Die Schriftleitung fügt den lebhaften Wunsch bei, es möge den Sprachreinigern auch gelingen, die firmes, délicatesses, restaurations, die parution und die journalistique auszurotten, die sogar bis in die Pariser Presse eingedrungen seien. — Was sagen unsere dreisprachlichen Überpatrioten dazu?

Aus den Sprachgesellschaften.

Verein für deutsche Sprache in Bern (Berner Zweigverein). Am 7. Februar hielt der Vorsitzende, Herr Dr. K. Fischer, einen Vortrag über Friedrich v. Logau, den bekannten schlesischen Sprachdichter des 17. Jahrhunderts, der auch uns im Zeitalter des Weltkrieges so viel zu sagen hat. Obwohl er nur Kanzleirat bei Herzog Ludwig von Brieg und Liegnitz war, legt er eine überraschende Welt- und Menschenkenntnis an den Tag. 1648 in den „Palmenorden“ aufgenommen, war er ein eifriger Verfechter der Sprachreinheit. So nannte er seine zahlreichen Epigramme „Sinngedichte“, ein Beispiel, das Lessing, der zuerst wieder auf ihn hinwies,

nachahmte. Gottfried Kellers Novellenkranz „Das Sinngedicht“ knüpft an einen Spruch Logaus an. Mit scharfem Witz verspottet der Schlesier viele Uebelstände, die uns lebhaft an die jetzigen erinnern. Aus der Ueberfülle des Stoffes gab Herr Dr. Fischer eine treffliche Auswahl, die er nach den hauptsächlichsten Gebieten gliederte: Krieg und Friede, vom Trinken, Charaktere, Vaterland, Weiber und Mode, Adel, deutsche Sprache, von Liebe, Lebensweisheit, Persönliches. Aus einer Zeit, wo die fremden Söldner das Deutsch zu einem Mischmasch aller möglichen Sprachen machten, freut uns ein Spruch wie der folgende:

Kann die deutsche Sprache schnauben,
Schnarchen, poltern, donnern, krachen,
Kann sie doch auch spielen, scherzen,
Liebeln, güteln, kürmeln, lachen.

Möchte der Vortrag von Dr. Fischer dem alten, aber noch nicht veralteten schlesischen Dichter neue Freunde werben!
H. St.

Gesellschaft für deutsche Sprache in St. Gallen. St. Galler Blätter berichten über einen Vortrag, den Prof. Dr. Hilty kürzlich in dieser Gesellschaft gehalten hat über Sprachveränderungen und ihre Ursachen. Es scheint eine wissenschaftlich wohlgegründete und doch durchaus volstümliche Darstellung gewesen zu sein. Besonders anziehend waren die Beispiele von jenen Veränderungen, in denen wir mitten drin stecken, die also zur Beobachtung der eigenen Sprache anregen, den Sprachwandel tatsächlich zum Erlebnis werden lassen und so jedem Menschen mit geistigen Bedürfnissen einen Blick aufstun in eine Welt des Geschehens, Werdens und Vergehens, in eine Entwicklung. Die Teilnahme einer aus nicht lauter Fachleuten bestehenden Zuhörerschaft an solchen Fragen ist sehr erfreulich.

In einer andern Sitzung behandelte Dr. Kobler das Verkleinerungswort im Schweizerdeutschen, ausgehend von den besonders in der Ostschweiz häufigen Formen, die die Mitte halten zwischen Mundart und Schriftsprache. Der St. Galler spaziert am Sonntag bis ins Riethäusli oder Steigrüebli, wenn er nicht schon in einem Rößli oder Schößli hängen bleibt oder im Löchlbad, bevor er sich im Feldli begraben lässt; geschrieben aber werden diese Namen fast immer (auch amtlich) nicht etwa mit der schriftdeutschen Endung lein, sondern mit -le: Riethäusle, Rößle, Feldle, also mit ausgesprochen schwäbischer Verkleinerungssilbe. Das Verfahren ist natürlich anfechtbar, ist auch offenbar im Vortrag stark angefochten worden, und die Gesellschaft will sich in der Sache neuerdings an die Behörden wenden, aber erklären lässt es sich vielleicht doch noch anders als aus der „Sucht, vornehmer“ zu schreiben. Die eigenen mundartlichen Formen pflegt man nun einmal nicht zu schreiben, die schriftsprachlichen aber klingen hier zu freind und zu schweifig (namentlich da es sich mehr oder weniger um Gemütswerte handelt, wenigstens bei den — Wirtshäusern!), und da fällt man eben auf einen Mittelweg.

Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. Einen geradezu festlichen Abend erlebte diese Gesellschaft, zusammen mit dem Lehrerverein Zürich, im Christmonat, als Josef Reinhart aus seiner mundartlichen Dichtung, insbesondere aus seinen „Waldvogelzyte“ (die wir seinerzeit besprochen haben) vorlas. Kinderglaube und Kinderliebe erweckten im Gewande der kräftigen Solothurner Mundart und unter dem Zauber persönlicher Fühlung mit dem Darsteller einen tiefen, teils ernsten, teils frohen Eindruck. Unveröffentlichte Bertonungen

seiner Lieder (von Fritz Niggli und Heinrich Pestalozzi) bildeten einen besondern Schmuck des Abends. — Bei dieser Gelegenheit seien Reinharts reizende Liedli ab em Land, in Musik gesetzt für eine Singstimme mit einfacher Klavierbegleitung von Kasimir Meister (3. Aufl. 1917, Bern, Francke), lebhaft empfohlen, besonders für Hausmusik.

Die Gesellschaft hat am 1. Hornung ihr bisher ordentliches Mitglied Jakob Boßhart (bis 1916 Rektor des kantonalen Gymnasiums, jetzt aus Gesundheitsrücksichten in Clavadel) für seine Verdienste um die deutsch-schweizerische Dichtung und um die Gesellschaft, zu deren Gründern er gehört, zum Ehrenmitglied ernannt. Die herbe Wahrhaftigkeit und der sittliche Ernst seiner Kunst-auffassung haben das wohl verdient.

Briefkasten.

H. 3., St. G. Über Schaffreiti haben Sie eine Menge Bücher befragt und keine Auskunft gefunden? Haben Sie denn auch da nachgesehen, wo man offensche Mundartausdrücke zuerst sucht: in unserem Idiotikon? Zusammengesetzte Wörter muss man freilich unter dem 2. Bestandteil suchen, aber in diesem Falle hätten Sie schon unter Schaff (Band VIII, Spalte 304) den Hinweis auf Band VI, Spalte 1654 gefunden, wo das Wort Schaffreiti nachgewiesen ist, und von wo aus Sie rückwärts auf Reiti (Spalte 1649) gekommen wären. Also die Sache ist so: Eine Reiti oder Riti oder Rati (mit mehr oder weniger offenem a) — diese Unterschiede sind mundartlich und nicht geschichtlich — ist vor allem ein Platz oder Raum zur Bereitstellung oder Aufbewahrung von Vorräten, Geräten usw. Sie kann z. B. als Boden ob der Tenne, den man andernorts Brügi nennt, die Garben tragen, die am Reitiseil durch das Reitiloch hinaufgefördert werden sind (Bernriet) — der Sturz von der Reiti ist ein häufiger Unfall — aber auch die Schlittbahn kann so heißen (drum rufen in Inner-Rhoden die Kinder: Gang mer os der Reiti!) und gewisse Geräte, wie die Hansbreche (Aargau, Zürich) und in der Weberei die Strecklänge des Zettels, die auf einmal geschrückt und gepunktet wird (und als Maßstab für Fleiß und Tüchtigkeit eines Webers galt). Dieses Wort Reiti (schon althochdeutsch so) gehört zu einem da und dort noch vorhandenen Zeitwort reite: etwas zurüsten, bereit machen und ist verschwistert mit dem niederdeutschen „Reede“ für den Ort, wo Schiffe zur Fahrt bereitgestellt werden (ein „Rhebet“ ist also trog dem griechischen Aussehen seines Namens nur ein Bereitmacher); es bezeichnet gern einen für bestimmte Zwecke ausgebauten Platz, so besonders in Hofreiti, das in der Nordostschweiz gebräuchlich und daher besonders aus Huggenberger bekannt ist für den Hofraum beim Bauernhaus, der zur Bereitstellung von Pflügen, Wagen und andern landwirtschaftlichen Geräten dient; aber auch größere Geräte selbst können so heißen, die zur Bereitstellung kleinerer dienen, wie gerade die Schaffreitti. Ein Schaff (althochdeutsch scaf) war ein Holzgefäß; das Wort war bei uns einmal heimisch; z. B. wird von 1404 berichtet, beim Brand des Schlosses Aingenstein (im Berner Jura) habe einer gerufen, „sy solten tübel, schaffeffer und tessy nemen und ylen, das sloß retten und leschen“, und in einem Schaff, rät E. König 1706 in seinem „Hausbuch vom Reb-, Äcker- und Wiesenbau . . . auch Vieh-halten . . .“ usw. solle man zu bestimmtem Zweck zerstoßene faule Aepfel, Sauerteig und Weizenkleie zusammenführen. Das Wort war früher auch allgemein verbreitet, ist aber unserer Mundart schon lange fremd, während das für eine Nebenform gehaltene Schaff im Sinne von Gestellbrett, Gestell, offnen oder verschließbarem Schrank noch ziemlich allgemein bekannt ist. Schaff hat sich nur noch erhalten in Zusammensetzungen wie Handschaff, Wasserhaff und eben in Schaffreitti.

Diese Schaffreitti oder -Schaffreitti (im Thurgau Schaffratti, in Bürgen sogar Schaf(e)ralti, im Appenzeller Hinterland Schafraatti, im St. Galler Rheintal Schafraatti usw.) kommt nun in der Bündner Herrschaft, in St. Gallen-Stadt und -Land (vom Toggenburg nur im oberen Teil), in Appenzell, Glarus, Aufer-Schwyz, Thurgau und Schaffhausen vor im Sinne von Küchenschrank, wofür man in der mittleren Nordschweiz meist Chuchibaste, anderswo (z. B. Fricktal und Zürcher Oberland) Almari oder etwas ähnliches (vom mittel-lateinisch armarium, franz. armoire, früher armaire), wieder anderswo Buffet, Chuchibuffet oder dergl. sagt. Von einem starken Eßer heißt es in Glarus: „Am liebste näm-er d'Schaferadi uf e Buggel as-er eißter z'fresse hi-n-em hett“, von einem, der mit Sac und Pac ausgezogen ist: „Er het di ganz Schaffreitti mitg'nu.“ Aus St. Gallen berichtet Johannes Kehler von einer Feuersbrunst in der Multergasse (1532), das Feuer sei „in einer schaffratti angangen“. In einer